

Prof. Dr. ERICH SCHNEIDER (Kiel)

RUCKBLICK AUF EIN HALBES JAHRHUNDERT  
DER WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT  
( 1918 - 1968 ) \*

---

Zum letzten Male spreche ich heute, wenige Tage nach Erreichen der gesetzlichen Altersgrenze, zu meinen Studenten, Kollegen, Gästen und Freunden im Rahmen einer grossen Vorlesung in amtlicher Eigenschaft in Kiel.

Ich habe den Dezember dieses Jahres als Zeitpunkt für meine Abschiedsvorlesung gewählt, weil ich vor genau fünfzig Jahren zum ersten Male den Hörsaal einer Universität betreten habe. Ende November 1918 wurde ich aus dem Heeresdienst entlassen; im Dezember begann ich mein Studium.

Der Zustand des Unterrichts in den Wirtschaftswissenschaften war damals — wenigstens in Deutschland — wenig befriedigend. Unter der mehr als vierzigjährigen Herrschaft der historischen Schule war die theoretische Forschung in Deutschland fast völlig zum Erliegen gekommen. Ludwig Pohle schrieb 1911 in seinem Buch «Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre»: «...mit dem siegreichen Vordringen der historischen Richtung ist es dahin gekommen, dass es wirkliche Nationalökonomien in der deutschen Volkswirtschaftslehre eigentlich nur noch als rarae aves gibt». Wie es unter diesen Umständen mit den volkswirtschaftlichen Kenntnissen in der Praxis bestellt war, hat niemand besser beschrieben als Moritz Bonn, der unvergessene Rektor der Handelshochschule Berlin, in seinem Buch «So macht man Geschichte»: «Die Bürokratie hatte von den einfachsten Wirtschaftsbegriffen keine Ahnung — es gab kaum jemand im preussischen oder im Reichs-Finanzministerium, der etwas von Inflation wusste... Zudem hatte Schmollers Relativismus die Beamtenschaft von der Bedeutungslosigkeit sachverständiger Gutachter überzeugt. Seine Schüler hatten nicht gelernt, die Gegenwart mit dem Blick auf die Zukunft zu betrachten, sie waren gelehrt worden, nach rückwärts zu schauen. Sie konnten

---

\* Weltwirtschaftliches Archiv Bd. CII 1968.

nicht sagen, was getan werden müsse; sie wussten nur, was getan worden war».

Ich hatte das grosse Glück, gleich zu Beginn meines Studiums einem dieser seltenen Vögel zu begegnen. Er lebt nicht mehr in den Fussnoten der Literatur unseres Faches. Aber ich verdanke dem preussischen Geheimrat und ordentlichen Professor an der Universität Frankfurt am Main, Andreas Voigt, die ersten Einblicke in die ökonomische Theorie und vor allem den Hinweis auf ein Buch, das eben erschienen war und uns junge Studenten bald begeistern und unseren Hunger nach Erkenntnis stillen sollte: Die «Theoretische Sozialökonomie» des Schweden Gustav Cassel. Dieses Buch markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der Wirtschaftswissenschaften und des wirtschaftswissenschaftlichen Unterrichts in Deutschland. Es brachte nach jahrzehntelanger Alleinherrschaft der historischen Schule die Renaissance der ökonomischen Theorie in Deutschland und für uns Junge den Anschluss an die internationale Forschung. In vereinfachter Form bot es die Gipfelleistung des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts: die Theorie der generellen Interdependenz und des wirtschaftlichen Gleichgewichts in der von Walras und Pareto geschaffenen Gestalt. Ein wirkliches Verständnis dieser Theorie ist, wie jeder Ökonom heute weiss, ohne mathematische Kenntnisse nicht möglich. Ich beschloss deshalb, auch mathematische Vorlesungen zu hören, um mir die nötigen mathematischen Werkzeuge anzueignen. Diese Studien brachten mich in Berührung mit Paretos berühmtem Artikel «Mathematische Ökonomie» in der deutschen und französischen Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften. Eine neue Welt öffnete sich mir. Aber ich fand keinen Mentor, der mir in diesem für mich ungewohnten Terrain den Weg wies. Ich musste mir den Weg selbst suchen.

Erst Jahre später — Ende der zwanziger Jahre, sieben Jahre nach meiner Promotion — begegnete ich dem Mann, der mir das Reich der Theorie wirklich erschloss und mein Leben als Forscher und Lehrer entscheidend bestimmt hat: Joseph Schulpeter. Dieser geniale Mann — geprägt durch Wien und Lausanne —, ein Theoretiker von höchstem Rang, wurde 1925 nach Bonn berufen. In kurzer Zeit wurde Bonn das Mekka der Ökonomen aus aller Welt. Die Wohnung Schumpeters in der Koblenzer Strasse wurde zum Treffpunkt der führenden Persönlichkeiten unserer Wissenschaft. Die wenigen Jahre, die ich in der Nähe dieses Mannes verbringen durfte — 1932, kurz nach meiner Habilitation, folgte Schumpeter einem Ruf nach Harvard —, gehören zu den anregendsten und fruchtbarsten Jahren meines Lebens. Durch Schumpeter kam ich in Berührung

mit den die Forschung bewegenden Fragen und — nicht minder bedeutsam — mit den an ihnen arbeitenden Gelehrten. Von ihm lernte ich, dass das Meer der Tatsachen stumm ist und sich die hinter den Tatsachen wirkenden Zusammenhänge erst offenbaren, wenn man mit sinnvollen, aus einer Theorie gewonnene Fragestellungen an das Tatsachenmeer herantritt.

In seinem Essay «Schuld und Schuldigkeit der Universität» sagt Ortega y Gasset von der Wirtschaftswissenschaft, sie sei aus dem Ersten Weltkrieg genauso zerschunden hervorgegangen wie die Wirtschaft der kriegführenden Nationen. Auch sie habe sich daranmachen müssen, ihren eigenen Körper neu aufzubauen. Es wurde in der Tat sehr bald klar, dass gewisse Grundvoraussetzungen der vorhandenen Theorie der veränderten Wirklichkeit nicht Rechnung trugen und einer Modifikation bzw. einer Erweiterung bedurften.

Bereits Cassel hatte darauf aufmerksam gemacht, dass die Marktformen der Wirklichkeit weder durch das Modell atomistischer Konkurrenz auf vollkommenen Märkten noch durch das des Angebotsmonopols analytisch zu fassen sind. Es wurde klar, dass die Theorie der Preisbildung einer Erweiterung und Neuorientierung bedurfte. Die Arbeit an diesem Problemkreis begann Ende der zwanziger Jahre und erreichte in den Anfängen der dreissiger Jahre neue Höhepunkte. Namen wie R. Frisch, J. Robinson, F. Zeuthen, E. Chamberlin, H. v. Stackelberg kennzeichnen die Träger dieser analytischen Neukonstruktionen, die heute zum festen Besitz in unserer Rüstkammer gehören. Schumpeter und sein Kreis nahmen lebendigen Anteil an diesen Forschungen; viele der damals aufkommenden Ideen wurden Mittelpunkt der Gespräche in der Koblenzer Strasse, ja wurden dort geboren. Wenn wir heute den Markt- und Preisbildungsprozess in seinen vielfältigen Aspekten besser zu verstehen gelernt haben, so liegen die Wurzeln in jenen Arbeiten der dreissiger Jahre.

Diese Jahre der «high theory» (Shackle) brachten weitere wichtige Entdeckungen. Lange hatte man die Theorie der Produktion und die auf ihr aufbauende Kostentheorie als ein analytisch und empirisch gesichertes Kapitel der Wirtschaftstheorie angesehen: In der Industrie — so lehrte und lernte man — galt das Gesetz des zunehmenden Ertragszuwachses, in der Landwirtschaft das Gesetz des abnehmenden Ertragszuwachses, in Handwerk das Gesetz des konstanten Ertragszuwachses. Ein englischer Wirtschaftshistoriker (Clapham) entdeckte in diesem als so sicher betrachteten Gebäude gefährliche Risse. Empirische Studien in einer Hutfabrik führten ihn zu der die Theoretiker beunruhigenden Feststellung, dass es sich bei dieser Klassifizierung um «leere Schachteln»

handelt, in die die Wirklichkeit nicht hineinpasst. Die Theorie war aufgerufen, die ganze Problematik der Produktions- und Kostentheorie von neuem zu durchdenken. In England, Deutschland, Italien, in den nordischen Ländern, vor allem in Kopenhagen und Oslo, und in den Vereinigten Staaten wurde gleichzeitig und unabhängig voneinander an diesem Fragenkreis gearbeitet. Eine neue Theorie der Produktion entstand in diesen Jahren, die sich als tragfähiger erwiesen hat als die überkommene klassische Theorie.

Parallel mit diesen beiden Linien der Forschung liefen Arbeiten in einer anderen Richtung, die das Gesicht der Wirtschaftstheorie ebenfalls entscheidend verändert haben. Am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hatte der grosse italienische Ökonom M. Pantaleoni, erfüllt von Begeisterung über die grossartige Konstruktion eines Walras und Pareto ausgerufen: «Die Wirtschaftswissenschaft ist heute die Wissenschaft vom Gleichgewicht geworden!» Es war in der Tat die Frage nach der Existenz und nach den Eigenschaften eines wirtschaftlichen Gleichgewichtszustandes unter bestimmten Voraussetzungen, die im Mittelpunkt des Interesses der Forschung stand. Wie beherrschend diese Fragestellung auch noch in den dreissiger Jahren war, zeigt der Titel des Stackelberg'schen Buches «Marktform und Gleichgewicht», in dem die Frage nach der Existenz eines Gleichgewichts, vor allem im Oligopol und bilateralen Monopol, im Mittelpunkt der Untersuchungen steht.

Nun ist natürlich die Formulierung der Bedingungen für die Existenz eines Gleichgewichts eine Sache von höchster Wichtigkeit. Aber gerade beim Studium des Gleichgewichtsproblems im Oligopol und im bilateralen Monopol wurde deutlich, dass es ebenso wichtig ist, den Prozess zu studieren, der sich auf dem Weg zu einem Gleichgewichtszustand oder dann abspielt, wenn ein bestehender Gleichgewichtszustand eine Störung erfährt. Von dort ist es dann nur noch ein Schritt, das Problem allgemeiner zu stellen und nach dem Weg eines Systems von bestimmten Anfangsbedingungen aus zu fragen.

Selbstverständlich waren solche prozessanalytischen Fragestellungen den Klassikern nicht fremd. Aber was Anfang der dreissiger Jahre begann — und nach 1945 weitergeführt wurde —, war eine intensive und systematische Beschäftigung mit der Frage, wie sich im zeitlichen Ablauf der Wirtschaft das Morgen aus dem Heute entwickelt. Es ist das grosse Verdienst der Stockholmer Schule, diese zeitlichen [Sequenzen analytisch in den Griff bekommen zu haben. Diese Arbeiten haben die weitere Forschung in verschiedenen Richtungen befruchtet. Nur auf eine wichtige Konsequenz will ich hier hinweisen.

Der zeitliche Ablauf der Wirtschaft, wie wir ihn beobachten, ist das Ergebnis der wirtschaftlichen Entscheidungen der handelnden Wirtschaftseinheiten : der privaten Konsumenten, der Unternehmer und der staatlichen Institutionen. Er kann also nur verstanden werden, wenn wir auf die die Entscheidungen treffenden Einheiten zurückgehen. Die Untersuchung der Wirtschaftspläne der Haushalte, der Unternehmer und der staatlichen Institutionen wird damit zur Grundlage jeder Sequenzanalyse. Lindahls «Dynamic Approach to Economic Theory» beginnt deshalb mit einer Allgemeinen Theorie der Planung und der Beziehungen zwischen Mikro- und Makrogrößen.

Diese Untersuchungen haben zusammen mit der neuen Produktionstheorie zur Konstruktion einer wirklichkeitsnahen allgemeinen Theorie der Unternehmung geführt, die sich als besonders fruchtbar erwiesen und den Weg frei gemacht hat zu einer Synthese von Volks- und Betriebswirtschaftslehre. Wenn Volkswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre heute wieder eine Einheit bilden und aus dieser Integration eine operationelle, d.h. praktisch bedeutsame Unternehmungsforschung entstanden ist, so ist das die Frucht dieser Entwicklungen, die sich in den dreissiger Jahren vollzogen haben. Ich sagte : **w i e d e r** eine Einheit bilden. Die klassische Ökonomie kannte die Trennung von einzelwirtschaftlicher und gesamtwirtschaftlicher Forschung nicht. In den Werken von Adam Smith, J. H. v. Thünen, Alfred Marshall u.a. sind ganze Teile — wie wir heute sagen würden — betriebswirtschaftlicher Natur. In Deutschland — un nur hier — ist die Integration beider Betrachtungsweisen unter dem Einfluss der historischen Schule zerbrochen. Die Volkswirtschaftslehre hörte damit bei uns auf, operationell zu sein. Die Gründung der Handelshochschulen und die Entstehung der Betriebswirtschaftslehre haben hier ihren Grund. Es war nur natürlich, dass die Betriebswirtschaftslehre auf uns junge Studenten eine besondere Anziehungskraft ausübte, weil sie uns den Weg zum Verständnis der Welt um uns unmittelbar zeigte. Wenn Fritz Schmidt in Frankfurt 1923 vor uns seine Ideen über das betriebliche Rechnungswesen in einer Inflation entwickelte und wir teilnehmen durften an dem Werden der organischen Bilanztheorie, so war das für uns nicht nur ein Erlebnis; wir **l e r n t e n** hier etwas über Ablauf und Wirkungsweise eines inflatorischen Prozesses, wie er sich vor unseren Augen abspielte. Heute ist die Integration von Volks- und Betriebswirtschaftslehre wieder Wirklichkeit geworden. Wir verfügen über eine anwendbare, «operationally meaningful» Theorie. In meiner Bonner Antrittsvorlesung (1932) sagte ich : «Eine Theorie der Unternehmung, die nicht in der gesamtwirtschaftlichen Theorie verankert

ist, ist ebenso ein Torso wie eine allgemeine ökonomische Theorie, die nicht bis zu einer eingehenden Analyse der wirtschaftlichen Vorgänge in der Unternehmung vordringt». Ein solcher Satz war damals in höchstem Masse kontrovers. Heute ist er eine Selbstverständlichkeit.

Und dann kam das Jahr 1936, das Jahr des Erscheinens der «Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes» von Keynes — für die einen ein Ärger, für die anderen ein Licht zu neuen Erkenntnissen. Inzwischen haben sich die Wogen des vor allem in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg ausbrechenden Sturmes gelegt; es war klar geworden, dass es sich weder um einen Anfang noch um ein Ende, sondern um einen besonders bedeutsamen Meilenstein auf dem Wege menschlicher Erkenntnis handelte. Im Mittelpunkt dieses Werkes steht die Frage : Was bestimmt in jedem Zeitpunkt die Höhe der Beschäftigung und damit des Volkseinkommens in einer Wirtschaft? Und im Zusammenhang damit die Frage, wie es möglich ist, dass eine Marktwirtschaft über längere Zeit in einem Zustand der Unterbeschäftigung verharret. Es ist Keynes damals — und zwar als erstem — gelungen, mit neuen Instrumenten und auf relativ einfache Weise zu zeigen, dass ein marktwirtschaftliches System, das einmal in einen Zustand der Unterbeschäftigung geraten ist, nicht notwendig aus sich heraus Prozess auslöst, die zum Zustand hoher Beschäftigung zurückführen. Seine Beweisführung hat das Räderwerk des Mechanismus der Marktwirtschaft so blossgelegt, dass wir die Funktionsweise einer Marktwirtschaft erst nach den Keyneschen Entdeckungen richtig verstehen. Erst die Keynesche Leistung hat die ökonomische Theorie zu einem wirklich machtvollen Instrument der Wirtschaftspolitik gemacht. Es gibt keinen besseren Beweis für die Leistungsfähigkeit der Keyneschen Denkinstrumente als die Tatsache, dass sie heute von Vertretern der verschiedensten wirtschaftspolitischen Richtungen verwendet werden. Sein Werk hat uns, wie Schumpeter treffend bemerkt hat, nicht zu Keynesianern gemacht, wohl aber zu besseren Ökonomen. Es hat lange Zeit gebraucht, bis die Grundelemente des Keyneschen Denkschemas, die wir heute unseren Studenten mit so leichter Hand bieten, absorbiert und Gemeingut geworden sind. Heute ist dieser Prozess auch in Deutschland abgeschlossen. Aber seine die Wissenschaft befruchtenden Wirkungen werden noch lange spürbar sein. Wenn die Fruchtbarkeit eines Forschers gemessen werden kann an den weiteren Entwicklungen, zu denen sein Werk Anlass gegeben hat, so gehört Keynes zu den wahrhaft grossen Denkern in unserem Fach. Die Landgewinne der Forschung nach Keynes, vor allem im Ausland, wo die neue Botschaft in ihrer Reichweite

schneller verstanden und absorbiert wurde, sind ein einziger Beweis für diese Feststellung.

Nicht alle Stadien und Richtungen der nachkeynesianischen Entwicklung können in dieser Stunde auch nur genannt werden. Es gibt keine Gebiet der Wirtschaftswissenschaft, das nicht von dem Strom des Denkens des grossen Ergländers erfasst worden wäre. Da ist zuerst die Renaissance der makroökonomischen Forschung, also jene Forschungsrichtung, die sich darauf beschränkt, die wirtschaftlichen Zusammenhänge in grossen Strichen unter Benutzung von Aggregaten zu beschreiben und zu analysieren. Wenn heute das Kreislaufdenken wieder in den Mittelpunkt unseres Denkens gerückt ist, so ist das eine unmittelbare Konsequenz der Keyneschen Konstruktion. Ohne dieses Denken gäbe es keine Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung — dieses heute überall für Wissenschaft und Wirtschaftspolitik unentbehrliche Werkzeug. Es gäbe aber auch keine moderne Konjunktur- und Finanzpolitik, keine Globalsteuerung des Wirtschaftskreislaufs.

Machtvolle Impulse hat auch die Theorie der internationalen Wirtschaftsbeziehungen erfahren. Nur mit Hilfe [der Keyneschen Betrachtungsweise ist es gelungen, z. B. den Anpassungsprozess in der Theorie der Zahlungsbilanz besser zu verstehen als es vorher der Fall war.

Auch die Theorie des wirtschaftlichen Washstums, die aus begrifflichen Gründen nach 1945 so weites Interesse gefunden hat und noch findet ist in ihrer makroökonomischen Formulierung ohne des Werk von Keynes nicht denkbar.

Es sind wahrhaft erregende Entwicklungen, die den Weg der Wirtschaftswissenschaft durch das halbe Jahrhundert von 1918 bis heute kennzeichnen. Dieser so fruchtbare Weg ist non — und damit komme ich zu einem wesentlichen Charakteristikum dieser Periode — begleitet von einer ständig zunehmenden Mathematisierung der Forschung, ja ohne sie nicht möglich gemesen. Als ich unser Gebiet betrat, war die Verwendung der Sprache der Mathematik in unserer Disziplin trotz der grossen Pionierleistungen eines v. Thunen, v. Mangoldt, Cournot, Marshall, Walras, Pareto keineswegs Gemeingut aller Ökonomen. Es «... ist [mir] nicht unbekannt» — so schrieb v. Thünen in seinem in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen, für die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften fundamentalen Werk «Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie» —, «wie lästig und unbequem die Buchstabenformeln vielen, selbst manchen Gelehrten sind. Aber die Anwendung der Mathematik muss doch da erlaubt werden, wo die Wahrheit ohne

sie nicht gefunden werden kann. Hätte man in anderen Fächern des Wissens gegen den mathematischen Kalkül eine solche Abneigung gehabt, wie in der Landwirtschaft und der Nationalökonomie, so wären wir jetzt noch in völliger Unwissenheit über die Gesetze des Himmels; und die Schifffahrt, die durch die Erweiterung der Himmelskunde jetzt alle Weltteile miteinander verbindet, würde sich noch auf die blosse Küstenfahrt beschränken». Dieser Ausspruch v. Thünens desass auch im Jahre 1948 noch volle Gültigkeit. Anders lagen die Dinge im Ausland, wo die Kontinuität der theoretischen Forschung keine Unterbrechung erfahren hatte. In den nordischen Ländern, in Italien, Frankreich, England, in den Vereinigten Staaten stiess die Verwendung der Sprache der Mathematik auf keinen Widerstand. Die Situation änderte sich bei uns schlagartig mit der Berufung Schumpeters nach Bonn. «Wer heute das Gebiet ökonomischer Analyse betritt, muss» — so schrieb er 1927 im «Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik» — «damit rechnen, dass er eine Zeit erlebt, in der es ganz ohne Kenntnis der Denkformen der höheren Mathematik unmöglich sein wird, in Fragen unserer Wissenschaft mitzureden». Und es war diese Mahnung, die er uns Jüngeren nicht müde wurde mit auf den Weg zu geben und die bei uns auf fruchtbaren Boden fiel.

Diese überall in der Welt zunehmende Mathematisierung der Theorie ist mit einer immer stärker werdenden Tendenz einhergegangen, die Möglichkeiten der Statistik und ihrer Methoden für die ökonomische Theorie zu nutzen, vor allem für die Theorie relevante Grössen zu messen und theoretische Modelle auf ihre Aussagekraft an der Erfahrung zu testen. Es war eine kleine, über die ganze Welt verstreute Gruppe von Ökonomen, die sich um diese, wie man sagt, ökonometrische Orientierung unserer Wissenschaft bemühte. Heute ist die ökonometrische Orientierung unserer Wissenschaft eine Weltbewegung geworden, mit Zentren in den Vereinigten Staaten, im freien Europa, im Fernen Osten und in der kommunistischen Welt. Wir brauchen nicht mehr für die Anerkennung der Ökonometrie zu kämpfen. Es ist heute common sense, dass alle ökonomische Theorie von Natur aus mathematische Theorie und die Benutzung statistischer Methoden nicht zu entbehren ist. Was das Heute vom Gestern unterscheidet, ist allein der Umfang, in dem jetzt mathematische und — im Kombination mit ihnen — statistische Methoden in der Wirtschaftswissenschaft zur Anwendung kommen.

So sehr hat sich die Verwendung mathematischer Denkweisen in unserer Disziplin durchgesetzt, dass heute eher eine Warnung angebracht ist: die Warnung, dass die Sprache der Mathematik für den Ökonomen

nur ein Werkzeug, kein Selbstzweck ist. Allen werdenden Ökonomen möchte ich in dieser Stunde sagen: Fragen Sie immer nach dem ökonomischen Sinn der Voraussetzungen und der Ergebnisse eines mathematischen Rasonnements. Im Grunde ist — ich zitiere Pareto — jede Methode gut. Wenn man es ohne Mathematik tun kann, um so besser; wenn nicht, muss man sie verwenden. Die Zahl der Probleme, die man ohne die Sprache der Mathematik bewältigen kann, wird allerdings ständig kleiner. Die Behandlung ökonomischer Fragen erfordert heute eine Technik des Denkens, die nur durch ein ernstes und intensives Studium der Theorie erworben werden kann. Mit einer Schnelligkeit, die aufrichtige Bewunderung verdient, hat theoretisches Arbeiten auch bei uns, vor allem nach 1945, eine Pflegestätte an allen Hochschulen gefunden. Analytischtheoretisch geschulte Köpfe, die für die Wirtschaft das leisten, was Ingenieure im Reich der Technik leisten, sind für die Wirtschaft ebenso unentbehrlich geworden wie der Arzt für die Erhaltung der Gesundheit. Es gibt glaube ich, keine bessere Bestätigung für die Richtigkeit des Weges, den die Wirtschaftswissenschaft in dem vergangenen halben Jahrhundert gegangen ist, als diese Tatsache.

Es ist eine lange Zeitspanne, auf die ich heute zurückblicke. In diesem halben Jahrhundert ist unserem Wissen mehr an Erkenntnissen hinzugefügt worden als in irgendeinem früheren Zeitabschnitt von gleicher Länge. Dass ich diesen Prozess in der Nähe von Menschen und zusammen mit ihnen erleben durfte, die selbst mitschufen an dem, was nun unser Besitz geworden ist, wird immer zu meinen köstlichsten Erinnerungen gehören.

Was aus unserem Leben wird, hängt entscheidend davon ab, wem wir auf unserem Lebenswege begegnen. Wir sind nichts und werden nichts durch uns selbst. Alles, was wir sind, verdanken wir anderen. Ich habe das grosse Glück gehabt, schon früh in meinen formativen und in den späteren Jahren Meistern unseres Faches zu begegnen und von ihnen entscheidende Anregungen für die eigene Arbeit empfangen zu haben.

Mir ist aber auch das grosse Glück zuteil geworden, Schüler zu haben, die mir durch die ständige Diskussion mit ihnen viel gegeben haben und inzwischen längst über ihren Lehrer hinausgewachsen sind und eigene Wege zu neuen Ufern gehen. Ich habe nie eine Schule gründen wollen. Nur ein Tor wollte ich aufstossen und einer suchenden Jugend die Wege ebnen, um sich in einer immer komplizierter werdenden Welt zurechtzufinden. Ich wollte sie bis an die Grenzen unseres Wissens führen und ihnen fruchtbare Zugänge zu neuen Erkenntnissen erschliessen.

So scheidet mich denn von diesem halben Jahrhundert mit einem Ge-

fühl tiefer Dankbarkeit — trotz all der Katastrophen und Leiden, die wir in diesen fünfzig Jahren durchleben und erleben mussten. Aber ich scheide auch mit ernster Sorge um die Zukunft der Universität, und ich würde meine Pflicht als Professor in dieser Stunde des Abschieds nicht erfüllen, wenn ich darüber schweigen würde. Die Universität, in der und für die ich gelebt habe, befindet sich in einer schweren Krise, die an einzelnen Stellen schon zu einer Agonie geworden zu sein scheint. Ob aus dieser Krise ein Konglomerat von Fachschulen gymnasialen Charakters — das wäre das Ende der Universität — oder wieder eine erneuerte Universitas hervorgehen wird, in der sich freie Menschen an Lehrern bilden und von ihnen zu eigenem Denken inspirieren lassen wollen, die selbst als Forscher mitschaffen an dem, was sie vortragen, weiss ich nicht. Noch ist alles im Fluss. Noch ist es möglich, die Universität als Stätte freier Lehre und Forschung zu retten. Aber diese Rettung einer erneuerten Universität ist an bestimmte Bedingungen geknüpft. Sie ist nur möglich, wenn sich unsere Studenten mit heissem Herzen und grosser Leidenschaft ganz ihrem Studium hingeben mit dem Willen, ihre von ihnen selbst gewählte Wissenschaft mit ihren Techniken und Denkweisen zu erlernen mit dem Ziel, sie zu beherrschen und im Leben, wohin auch immer der Lebensweg sie führt, anzuwenden. Dieses und nur dieses ist der Sinn des Studiums. Mich bedrückt deshalb die heute zu hörende Forderung nach Programmierung und Kontrolle des Studienganges. Die Universität ist kein Gymnasium; ihre Zielsetzung und Arbeitsweise sind trotz der Tatsache, dass die Universität auch eine Ausbildungsaufgabe zu erfüllen hat, grundlegend andere. Sie ist eine Stätte, wo Lehrer, die auch forschen, ihren Stoff im Licht neuer Forschungsergebnisse ständig neu gestalten und vortragen und die Studenten zu eigenem, kritischem Denken inspirieren. «Das einzige — ich zitiere Picasso —, das ein Mensch einem anderen geben kann, ist Inspiration». Wer von einem Professor etwas anderes verlangt, hat den Sinn eines freien Studiums missverstanden. Mit dem inspirierenden Lehrer, der mit seinen Studenten jeden Gedanken bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt, der vorhandenes Wissen immer wieder neu und kritisch durchdenkt, steht und fällt die Universität.

Soll die Universität als Stätte freier Forschung und Lehre für freie Menschen in einem freien Land erhalten bleiben, so müssen wir aber nicht nur fordern, dass sich unsere Studenten mit Leidenschaft und Intensität ihrem Studium hingeben. Ebenso notwendig ist es, dass die Universität Lehrer findet, die sich ganz der Lehre und Forschung widmen. Die

der Lehre und Forschung dienende Universität verlangt den Einsatz des g a n z e n Lebens der an ihr Lehrenden. Da bleibt keine Zeit für andere Beschäftigungen. Es ist deshalb auch ein Missverständnis, Professoren mit ihnen wesensfremden administrativen Aufgaben zu belasten. Wenn ein hervorragender Chirurg, ein Geograph, ein Physiker und ein Ökonom Studen in einer Baukommissionssitzung verbringen müssen, um über die Anlage von Parkplätzen zu beraten, so ist das ein elementarer Verstoss gegen das jedem Ökonomen bekannte Gesetz der komparativen Kosten. Würde die Wirtschaft ihre führenden Köpfe in einer so unökonomischen Weise einsetzen, wie es die Universität heute tut, so würde die Zahl der Bankrotte erschreckend zunehmen. Es ist überhaupt zu fragen, ob es sinnvoll ist, Gehirne, die ganz für Lehre und Forschung arbeiten und arbeiten sollen, mit reinen Verwaltungsaufgaben zu belasten.

Noch einmal sei es in dieser Abschiedsstunde gesagt: Es ist das leidenschaftliche Streben nach Erkenntnis, das Studenten und Lehrer zu einer geistigen Gemeinschaft zusammenschliesst, die das Wesen der Universität ausmacht. Nicht eine Verwaltungsgemeinschaft macht das Wesen der Universität aus. Dass dieses Ziel einer geistigen Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden nicht ohne Erlernung des gesicherten Teiles unseres Wissens möglich ist, versteht sich von selbst. Aber entscheidend ist und bleibt auch da, wo Elementares und Gesichertes gelehrt wird, die Inspiration, die vom Lehrer ausgeht und den Lernenden zu eigenem Denken anregt. Ohne Fleiss, ohne verzehrenden Fleiss, und ohne Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit — diesen ersten Bedingungen geistiger Arbeit — muss indessen die beste Inspiration unfruchtbar bleiben. Hier liegt — und ich bitte meine Studenten, das nie zu vergessen — das letzte Geheimnis allen Erfolges — nicht nur in der wissenschaftlichen Arbeit.

Lassen Sie mich schliessen mit einigen Zeilen aus dem Gedicht eines Freundes :

«Was Ihr draus macht, was Eure Ahnen  
als Erbe hinterlassen recht und schlecht,  
wie Ihr es meistert in der Zukunft Bahnen,  
das ist die Frage auch an Eu'r Geschlecht.

Leicht ist's, ein Urteil schnell zu fällen  
ob allem, was da war und heute ist.  
Das Neue kommt noch nicht vom Schellen,  
das Werk erst ist's, an dem sich alles misst».

(OTTO BREDT)